

Was muss ich getan haben?

Der Mann war sich seiner Sache sicher. Schließlich hatte er bei namhaften Lehrern die heiligen Schriften studiert und war mittlerweile selbst ein angesehener Schriftgelehrter. Gerade in der Auslegung der Thora hatte er sich hervorgetan. Er kannte die 613 Gebote ebenso wie deren Deutung durch die maßgeblichen Rabbinen. Heute hatte er sich vorgenommen, diesen Wanderprediger aus Nazareth einmal gründlich aufs Korn zu nehmen. Obwohl er sich zusammenriss und sich nichts anmerken ließ, ärgerte es ihn insgeheim, dass der sich anmaßte, das Volk zu unterweisen und die Schriften auszulegen. Und dass er sich dabei nicht mal um die tradierte Lehrauffassung scherte, sondern eigenständig interpretierte, das wurmte ihn besonders.

„Lehrer, was muss ich getan haben, um ewiges Leben zu ererben?“ (Lk 10,25). Im Alten Testament findet sich der Begriff „ewiges Leben“ noch nicht, im Neuen Testament spielt er eine zentrale Rolle als Ergebnis des Glaubens an den Sohn Gottes. Vielleicht hatte der Herr schon früher vom ewigen Leben gesprochen, was zwar im NT nicht überliefert, von dem Gesetzgelehrten aber möglicherweise registriert worden war. Und der wollte nun wissen, welche Leistung zu erbringen war, um dieses Leben zu erwerben. Damit reihte er sich korrekt in die Reihe derer ein, die der jüdischen Tradition verhaftet waren, in der es weniger um Glauben und Gnade ging als um Belohnung, die aufgrund von Werken erworben wurde.

Dabei ist es bemerkenswert, dass der Fragesteller die Zeitform des Perfekts wählt, also auf ein (einmaliges) Verhalten abhebt, das in der Vergangenheit geschehen ist und in der Zukunft belohnt wird. Er geht also offenbar davon aus, dass das einmal geschehene Verhalten abgeschlossen

ist und nicht andauernd und fortwährend sein müsse, aber dennoch in der Zukunft als Frucht das ewige Leben zeitige.

Interessant ist dabei, dass er den Herrn „Lehrer“ nennt, also mit dem Titel anredet, den er eigentlich für sich selbst beanspruchte. Dass es sich dabei um eine gewisse Ironie handeln könnte, dürfen wir sicher annehmen, vielleicht verbunden mit der Überlegung, dass der Angesprochene durch diese Anrede eher geneigt wäre, sich in ein Gespräch verwickeln und versuchen zu lassen. Denn darum ging es ihm, wie Lukas eindeutig vermerkt. Er wollte den Herrn in eine Falle locken. Und damit befand er sich in guter Gesellschaft: Im letzten Vers des folgenden Kapitels heißt es nämlich von den Pharisäern und Schriftgelehrten: *„Sie lauerten auf ihn, etwas aus seinem Mund zu erjagen“* (11,54).

Umso erstaunlicher, dass der Herr, der doch seinen Gesprächspartner kannte und dessen Ansinnen durchschaute, auf die Frage einging: *„Was steht in dem Gesetz geschrieben? Wie*

liest du?“ (V. 26). Er ging nicht dadurch auf ihn ein, dass er ihn zurechtwies oder gar bloßstellte: Der Herr fragte ihn das, was er als Gelehrter kennen musste oder zu kennen vorgab. Und er fragte ihn so, dass er antworten musste – und dabei genötigt war, die heiligen Schriften zu zitieren.

Und dann sprudelte es aus ihm heraus: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Verstand, und deinen Nächsten wie dich selbst“ (V. 27).

Der Schriftgelehrte kannte die Schriften. Und er wusste nicht nur, wo etwas stand, er kannte auch die Zusammenhänge. Denn das, was er hier sagte, steht in dieser Zusammenstellung gar nicht in der Thora. Es ist eine Kombination aus zwei Versen, nämlich aus dem 5. und dem 3. Buch Mose (5Mo 6,5 und 3Mo 19,18).

Er kannte aber nicht nur die Schriftstellen, sondern auch deren Deutung durch die eigene Sunft. Und weil er wusste, wie diese Stellen auszulegen waren und wie demzufolge die korrekte Reihenfolge sein musste, zitierte er zuerst aus dem fünften und danach aus dem dritten Buch.

Aber nicht nur das: Er wusste auch, dass die Befolgung dieser Anordnungen mit der Verheißung des ewigen Lebens zu tun hat. Dies ist umso erstaunlicher, als beide Stellen für sich genommen diese Verbindung eigentlich nicht erkennen lassen, weil sie jeweils nicht mit der Verheißung des Lebens verbunden sind.

Der göttliche Maßstab

Doch gerade diese beiden Aspekte, die in dieser Verskombination von dem Gelehrten zusammengeführt wurden, bilden in der Tat die Quintes-

senz sowohl der vormosaïschen Geschichtsschreibung als auch der mosaïschen Gesetzgebung insgesamt: In ihnen wird nämlich das Verhalten des Menschen – zum einen gegenüber dem allmächtigen Schöpfergott (vertikale Richtung) und zum anderen gegenüber seinen Mitmenschen (horizontale Richtung) – nach göttlichem Maßstab geregelt.

Von Noah wird z. B. gesagt, dass er im Unterschied zu seinen Zeitgenossen, die den Zorn Gottes auf sich geladen hatten, in beiden Aspekten untadelig war: *„Noah war ein gerechter, vollkommener Mann unter seinen Zeitgenossen“* (horizontal) und *„Noah wandelte mit Gott“* (vertikal) (1Mo 6,9). Und Abraham, den Gott auswählte, um den Völkern zu zeigen, was er sich unter der Beziehung zwischen Gott und Mensch vorgestellt hatte, wurde von ihm selbst aufgefordert: *„wandle vor meinem Angesicht“* (vertikal) *„und sei vollkommen“* (horizontal) (1Mo 17,1).

Der Herr selbst hat übrigens diese beiden Aspekte menschlichen Verhaltens mehrfach eingefordert und zusammenfassend dargestellt, als er – ebenfalls von einem ihn versuchenden Gesetzgelehrten – gefragt wurde: *„Lehrer, welches ist das große Gebot in dem Gesetz? Er aber sprach zu ihm: ‚Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Verstand.‘ Dieses ist das große und erste Gebot. Das zweite aber, ihm gleiche, ist: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.‘ An diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten“* (Mt 22,36–40).

So gesehen war die Frage des Schriftgelehrten also eine rein scholastische Prüfungsfrage. Er wollte wis-

sen, ob der Herr die Auslegung der alten Schriften bezüglich dieser Kardinalfrage menschlicher Existenz kannte. Und der Herr bestätigte nicht nur ihn: *„Du hast recht geantwortet; tue dies, und du wirst leben“* (V. 28), sondern genau das, was im AT an vielen Stellen verheißen wird: *„Meine Satzungen und meine Rechte sollt ihr beobachten, durch welche der Mensch, wenn er sie tut, leben wird. Ich bin der HERR“* (3Mo 18,5). Und damit bekräftigte der Herr das mosaische Gesetz und enttäuschte gleichzeitig den Schriftgelehrten, der anderes erwartet hatte: *„Indem er aber sich selbst rechtfertigen wollte, sprach er zu Jesu: Und wer ist mein Nächster?“* (V. 29)

Die Frage, die er vorgebracht hatte, war zufriedenstellend beantwortet worden – vorausgesetzt, man geht von einer echten Fragestellung aus. Dass es hier letztlich nicht um eine echte, sondern um eine rhetorische, instrumentalisierte ging, wird aus dieser Nachfrage deutlich.

Und noch etwas anderes: Denn indem er sich bei seiner neuen Fragestellung nur auf den horizontalen Bereich bezieht, verdeutlicht er seine Selbstzufriedenheit in vertikaler Richtung. Offenbar glaubte er, dass er in dieser Beziehung durchaus mit Gott im Reinen und nur die Frage nach dem Nächsten noch zu klären sei.

Dabei allerdings stellte er sich selbst ein Bein. Denn „der Nächste“ spielte in der jüdischen Tradition eine herausragende Rolle. Im AT kommt der Terminus in mehr als 100 Versen vor – und die Schriftgelehrten wussten ihn trefflich zu deuten!

„Der Nächste“ innerhalb des Judentums war zunächst einmal der Angehörige des eigenen jüdischen Volkes, das in dieser Beziehung eine durchaus intakte Solidargemeinschaft bil-

dete. Aber auch der Fremde, der Heide, der in den Grenzen des jüdischen Volkes lebte, wurde dieser fürsorglichen Gemeinschaft teilhaftig. Nur mit den Samaritern verhielt es sich in dieser Beziehung anders, d. h. es gab eigentlich gar keine Beziehung mit den Menschen aus Samaria. Die Rabbinen hatten jeglichen Kontakt verboten, und so mied man nicht nur jede Gemeinschaft mit ihnen, man verachtete sie vielmehr nach Kräften – obwohl durchaus verwandtschaftliche Beziehungen zu ihnen bestanden. Alle übrigen Menschen waren in irgendeiner Weise Nutznießer des Beziehungsgeflechts, das sich auf den Nächsten gründete und allgemein anerkannt wurde.

Lukas weist auf diesen Sachverhalt mit der Bemerkung hin, dass der Gelehrte sich selbst rechtfertigen wollte. Dass diese Absicht aber letztlich nicht erfüllt wurde, lag an der Geschichte, die der Herr nun erzählte.

Ein gewisser Mensch

„Ein gewisser Mensch ging von Jerusalem nach Jericho hinab und fiel unter Räuber“ (V. 30). Der Herr konfrontierte den Gelehrten mit einem „gewissen“ Menschen, von dem nur ein einziges Merkmal bekannt ist, nämlich dass er von Jerusalem nach Jericho hinabging. Dies ist zunächst einmal wörtlich zu verstehen, denn Jericho liegt etwa 1000 m tiefer als Jerusalem. Dann aber vor allem auch allegorisch: Dem Herrn ging es darum, deutlich zu machen, dass hier jemand aus der Stadt Gottes in eine Stadt wechselte, die nach dem Willen Josuas (Gottes?) eigentlich gar nicht mehr hätte existieren dürfen (Jos 6,26).

Wer oder welcher Art die Räuber waren, unter die der Hinabgehen-

de fiel, wird nicht gesagt, sie werden nicht einmal mit Artikel benannt. Ihre Existenz in dieser Geschichte ist nur insofern wichtig, als es sie gab und sie den „Hinabgehenden“ schädigten. Und für den waren sie die Konsequenz für die von ihm eingeschlagene Richtung. Die Misshandlungen, die der Mann erdulden musste, sind nicht ungewöhnlich für einen, der überfallen wird. Und sie bestätigen die Absicht, die mit dieser Begebenheit verdeutlicht werden soll: Es geht nicht um den (materiellen) Vorteil, den Räuber aus einem Überfall ziehen könnten. Es geht ausschließlich um den Schaden – und zwar sowohl den körperlichen als auch den geistigen –, den ein aus der Nähe Gottes Weggehender zu erwarten hat.

Ein gewisser Priester

„Von ungefähr aber ging ein gewisser Priester jenes Weges hinab; und als er ihn sah, ging er an der entgegengesetzten Seite vorüber. Gleichermassen aber auch ein Levit, der an den Ort gelangte, kam und sah ihn und ging an der entgegengesetzten Seite vorüber“ (V. 31f.). Die Adverbien „von ungefähr“ und „gleichermassen“ deuten an, dass die beiden genannten Personen eigentlich in keinem Zusammenhang mit dem Menschen standen, der unter Räuber gefallen war, sondern eher zufällig mit ihm zusammenstießen. Bemerkenswert aber, dass sowohl der Priester als auch der Levit, die den jüdischen Klerus repräsentieren, den Weg nach Jericho eingeschlagen hatten. (Dem Priester oblag die gottesdienstliche Verantwortung für die jüdischen Mitbürger, der Levit diente im Gottesdienst und lebte von den Zuwendungen derer, denen er diente.) Beide verließen also ihre angestammten Plätze in der Gegenwart Gottes.

Aber sie verließen nicht nur Jerusalem, sie ignorierten auch die ihre Religion kennzeichnende Solidarität mit- und die Fürsorgeverpflichtung füreinander. Und sie kamen dieser Verpflichtung nicht nur nicht nach, sie wandten sich auch bewusst von dem ab, dem ihre Hilfe hätte gelten sollen, und wechselten zur anderen Straßenseite. Die Elberfelder Bibel macht das durch ihre Wortwahl besonders deutlich: Die beiden gingen eben nicht nur einen anderen (eventuell auch möglichen) Weg weiter, sondern *„an der entgegengesetzten Seite vorüber“*.

Im Gegensatz dazu trat nun ein Mann auf, der weder zum Klerus noch überhaupt zum jüdischen Volk gehörte:

Ein gewisser Samariter

„Aber ein gewisser Samariter, der auf der Reise war, kam zu ihm hin; und als er ihn sah, wurde er innerlich bewegt; und er trat hinzu und verband seine Wunden und goss Öl und Wein darauf; und er setzte ihn auf sein eigenes Tier und führte ihn in eine Herberge und trug Sorge für ihn. Und am folgenden Morgen [als er fortreiste]



zog er zwei Denare heraus und gab sie dem Wirt und sprach [zu ihm]: Trage Sorge für ihn; und was irgend du noch dazu verwenden wirst, werde ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme“ (V. 33–35).

Die Bedeutung dieser drei Verse liegt in dem Einleitungswort „aber“ und dem Hinweis auf die Volkszugehörigkeit des dritten Passanten. Dieser Dritte war auf der Durchreise. Und da in seinem Fall die Richtung nicht angegeben wird, war er möglicherweise in der umgekehrten Richtung unterwegs. Dann gab es in der Geschichte also jemanden, der gegen den allgemeinen Trend und gegen den Strom schwamm – nicht alle befanden sich auf der Rolltreppe abwärts. Und ausgerechnet der, der sich abhob, war ein Samariter, also einer, der im Ansehen der Juden in der untersten Schublade ansiedelt war.

Zunächst geht es dem Herrn also offenbar darum, deutlich zu machen, dass die oben erwähnte menschliche (horizontale) Beziehungsebene sich nicht auf das eigene Volk beschränkt, sondern gerade auch denen gilt, die zu den Verachteten gehören – und in diesem konkreten Fall sogar von den Samaritern gegenüber den sie verachtenden Juden praktiziert wurde.

Darüber hinaus geht es Jesus aber auch darum, aufzuzeigen, dass die menschliche Beziehung nicht nur auf einer rational-nüchternen, sondern vielmehr auch auf einer emotional-teilnehmenden Ebene abläuft. Das Verbinden der Wunden hätte auch aufgrund einer analytischen Diagnose erfolgen können, doch Lukas betont ausdrücklich, dass sie erfolgte, nachdem der Samariter „*innerlich bewegt*“ war.

Das Besondere an dieser Geschichte aber ist nicht nur die Schilderung der im Gesetz geforderten Hilfeleistung, sondern die weit über das Gesetz hinausgehende Fürsorge für die Gesundung des Gefallenen. Nach den Regelungen der Solidargemeinschaft hätte in diesem Fall auch der Wirt seinen Beitrag leisten müssen, was aber der weit über die gesetzliche Regelung handelnde Ausländer nicht zuließ: Er war nicht nur bereit, für die Erstversorgung aufzukommen, auch die Wiederherstellung des Überfallenen lag ihm ausdrücklich am Herzen. Dazu trat er sogar in Vorleistung und stellte sozusagen einen Blankoscheck aus für alle weiteren, vom Herbergswirt als notwendig angesehenen Behandlungen.



Der Nächste

Diese einfach strukturierte Geschichte hatte weit mehr Tiefgang, als der Gesetzgelehrte als Antwort auf seine Frage erwartet haben mochte. Er muss sie eher als Provokation denn als Information empfunden haben, insbesondere als ihn der Herr abschließend fragte: *„Wer von diesen dreien dünkt dich der Nächste gewesen zu sein von dem, der unter die Räuber gefallen war?“* (V. 36)

So hatte er sich die Begegnung mit diesem Rabbi nicht vorgestellt. Er hatte die Fragen stellen wollen, und nun sah er sich selbst aufgefordert, aus dieser Geschichte schlussfolgernd eine Antwort zu geben – und zwar bezogen auf seine eigene Fragestellung.

Dabei ist die Formulierung dieser Aufforderung äußerst bemerkenswert, weil sie mit einem Perspektivenwechsel verbunden ist: Der Gelehrte hatte nach *seinem* Nächsten gefragt, also nach dem, den er ggf. lieben sollte wie sich selbst, dem er ggf. helfen oder den er ggf. unterstützen sollte. (Das „ggf.“ hatte er zwar so nicht gesagt, es entsprach aber durchaus seiner Überzeugung.) Der Herr drehte nun die Richtung um und fragte nach dem Nächsten desjenigen, dem geholfen worden war.

„Er aber sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat“ (V. 37). Dem Gelehrten blieb nichts anderes übrig als zuzugeben, dass nicht die eigenen Leute, sondern vielmehr ein Samariter dem mosaischen Gebot entsprochen hatte und zum Nächsten dessen geworden war, der unter die Räuber gefallen war. Dass er diesen dabei nicht konkret benannte, sondern ihn stattdessen als den bezeichnete, *„der die Barmherzigkeit an ihm tat“*, war seiner Sozialisation geschuldet und soll ihm nicht weiter angelastet werden.

Auch der Herr tadelte die Umschreibung nicht, im Gegenteil, er griff die Antwort auf und verband sie mit einem Auftrag. Und der galt nicht nur dem Fragesteller: *„Gehe hin und tue du desgleichen“* (V. 37).

Eine Geschichte – mehrere Deutungen

Das Faszinierende an dieser Geschichte liegt in der Mehrdimensionalität ihrer Deutung.

- Zum einen geht es hier um die konkrete Antwort auf eine (rhetorische) Frage: Ich bin immer der Nächste dessen, der gerade meine Hilfe braucht.

- Darüber hinaus geht es um die Aufhebung territorialer, nationalstaatlicher oder ethnischer Grenzen: Sie spielen keine Rolle bei der Beantwortung der Frage, wer mein Nächster ist oder wem ich Nächster bin. Bezogen auf die horizontale Ebene sind sie vollkommen unerheblich.

- Letztlich verweist der Herr durch diese Erzählung auch auf das universale, weltgeschichtlich bedeutsamste Ereignis der Menschheitsgeschichte, in dem er selbst die Hauptrolle spielt: Ausnahmslos alle Menschen haben sich durch bewussten Entschluss von Gott entfernt. In ihrer Entfremdung von Gott geraten sie in den Einflussbereich Satans, der sie schlägt und erheblich verwundet. Halbtot geschlagen, sind sie nicht in der Lage, sich selbst zu retten, sondern dazu verdammt, hilflos ihr frühzeitiges Ende zu erwarten – wenn da nicht einer gekommen wäre, mit dem sie eigentlich gar nichts zu tun haben wollten, der sich aber durch ihre Ablehnung nicht abhalten ließ, ihr Nächster zu sein, selbstlos zu helfen und Rettung zu bringen – und diese mit dem eigenen Leben zu bezahlen.

Horst von der Heyden